



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Caritasblüten aus der Mission 1928**

6 (1928)

---

# Caritasblüten

Nr. 6

Juni

1928



Es schlägt ein Herz in heißer Liebe zu uns allen,  
Es will uns retten, trösten in des Lebens Leid,  
Es hört des Armen Stöhnen und des Kindes Lallen,  
O, eilt zu ihm, es wird euch helfen jederzeit!

## Ein Besuch in der Herz-Jesu-Votiv-Kapelle.

(Südafrika.)

**D**ieses liebe, stille Kapellchen auf einem einsamen Hügel, stundenweit von allen Seiten her sichtbar, verdankt sein Entstehen einem Gelübde, das die hochw. Väter von Mariannahill zur Zeit des Weltkrieges in höchster Not gemacht haben. Ein späterer Bericht in unseren Caritasblüten wird von dem Entstehen dieses Gelübdes noch ausführlicher erzählen. Das Herz Jesu hat gesiegt, hat geholfen und wird auch weiter helfen!

Es ist Abend und die Dämmerung schleicht leise heran. Eine feierliche, geheimnisvolle Stille herrscht ringsum in der Natur. Nach vollbrachter Tagesarbeit lenke ich meine Schritte zu den Rosenkranzbetern des trauten Herz-Jesu-Kapellchens. Ein zierlich geformtes eisernes Tor führt mich in die Umfriedung dieses kleinen Heiligtums. Die noch frischen Anlagen versprechen in einigen Jahren ein schattiges Ruheplätzchen. Hier weht eine herrlich frische Luft und darum wählen manche Missionarinnen nach einem heißen und schwülen Tage den Weg zum Herz-Jesu-Kapellchen als Erholung in den stillen Abendstunden. Unten im Tal liegt Mariannahill. Ich höre hier oben die Glocken der St.-Josephs-Kirche läuten; es ist ja heute Freitag. Sie rufen die Zöglinge und nahwohnenden Christen zum sakramentalen Segen. Durch die offene Kirchentüre klingen die Lieder bis zu uns herauf in das Herz-Jesu-Kapellchen. Bald schallt die große Glocke und verkündet uns, daß der sakramentale Gott in der Monstranz allen seinen Segen spendet. Welche Flut von Gedanken steigt in unserm Innern auf! Früher starres, kaltes, wildes Heidentum und jetzt lebendiges, warmes, befelegendes Christentum. Woher dieser Segen? Aus dem kleinen Tabernakel in jeder schlichten Missionskirche. Die Liebe des Herzens Jesu kennt keine Grenzen, kennt keinen Unterschied von Volksstämmen; ob schwarz oder gelb oder rot oder braun! Alle haben eine unsterbliche Seele, für welche Jesu Herz geblutet hat. Dieses kleine Votivkapellchen oben auf dem Berge kündigt allen weit umher: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ Massenhaft hat sich das erst so wilde schwarze Volk bekehrt und heute sehen wir an diesem mächtig entfalteten Missionsbaum nicht nur zarte Knospen, liebliche Blüten, sondern auch vollreife Früchte des christlichen Lebens prangen.



## Seelen für Jesu Herz.

**M**it einem einspännigen, zweirädrigen Wagen fuhr ich von Maria-Thal nach Einsiedeln. Es ist diese Strecke eine ziemlich anstrengende Tagreise. Am meisten mag dieses wohl unser treues Pferdchen gefühlt haben. Die Straßen gehen bergauf, bergab. Aus Mitleid mit dem armen Gaul gingen wir, mein Fuhrmann und ich, oft längere Strecken zu Fuß, wenn es so steil den Berg hinanging. Die Berge auf beiden Seiten des Umkomazi-Flusses sind sehr ermüdend zu besteigen. Es ist eine sehr trockene, heiße Gegend, vielfach mit Gestrüpp und Kaktus bewachsen. Weil der Boden an vielen Stellen zu steinig ist und besonders weil diese Gegend selten genügend Regen bekommt, ist sie wenig bewohnt. Auch ist die Gegend unsicher und es soll gefährlich sein für einzelne Reisende, besonders nachts, durch diese Schluchten zu reisen. Eine Frau erzählte mir, man habe vor einigen Jahren dort einen Burschen, sogar auf der Umkomaas-Brücke, ums Leben gebracht, ihm das Geld weggenommen und den Leichnam in den Fluß geworfen. Gegenwärtig aber wohnen Polizisten in der Nähe der Brücke, somit ist es wohl etwas sicherer. Man spannt häufig in der Nähe des Flusses aus, jedoch fuhren wir dieses Mal noch beinahe eine Stunde weiter zum Emkobeni-Fluß. Jenseits der Brücke fanden wir gutes Gras für unser Pferd; auch wohnen viele Eingeborene dort, jedoch leider Heiden und einzelne Protestanten. Zu bedauern ist, daß es hier noch keine Mission gibt, und ich sann darüber nach, wie schön es wäre, wenn hier eine Missionschule eröffnet werden könnte. Kaum hatten wir ausgespannt, kamen eine gute Anzahl junger, erwachsener Mädchen die Straße entlang, freilich halb nackt. Ich redete sie an und sagte ihnen, sie möchten sich bedecken, was sie auch gleich taten mit den Fellen, welche sie bei sich hatten. Dadurch merkte ich, daß sie nicht frech waren, und ich fing mit ihnen ein Gespräch an. Ich setzte mich auf einen Stein, und die Mädchen suchten im Gras ein Plätzchen. Selbstverständlich war es mir darum zu tun, einige Samenkörner in ihre Herzen zu säen, welche mit der Gnade Gottes später vielleicht wachsen und Früchte bringen möchten. Nun erzählte ich ihnen von Gott, von der Erschaffung, von der Erlösung, von der Unsterblichkeit der Seele, von der Auferstehung der Toten, von Himmel und Hölle. Meine Zuhörer waren aufmerksam und hörten ehrfurchtsvoll zu. Dann zeigte ich ihnen das Kreuzifix meines Rosenkranzes und gab ihnen eine kurze Erklärung über die Erlösung. Eines dieser Mädchen mußte wohl schon mit Christen zusammengekommen sein und versuchte, das Kreuzzeichen zu machen. Als ich es ihr richtig zeigte, versuchten alle es nachzumachen. Dann sprach ich ihnen das

Vaterunser und das Ave Maria vor, was alle mitsammen wiederholten. Sie bedauerten sehr, daß sie es nicht behalten konnten, und wurden nicht müde, es zu wiederholen. Dann lehrte ich sie noch kurze Stofzgebetchen sprechen, wie: „Mein Gott, ich liebe dich!“ „Mein Gott, hilf mir, daß ich mich belehre!“ usw. So war bereits eine Stunde vorübergegangen, und die Leute zeigten noch keine Eile, weiter zu gehen. Ich verabschiedete mich, ihnen noch dringend empfehlend, sich doch zu bekehren und besonders, wenn sie einmal schwer krank werden würden, doch jemand zu einem Missionar zu schicken, was zu tun sie auch versprochen. Zum Abschied sagte ich ihnen noch, daß ich sie sicher am Jüngsten Tage wiedersehen würde und dann würde es sich zeigen, ob sie meinen wohlmeinenden Rat befolgt hatten. Darauf gingen sie ihres Weges und sahen sich noch mehrere Male nach mir um. Mich beschlich ein gar wehmütiges Gefühl und meine Tränen konnte ich nicht verbergen, denn die Worte des Heilandes am Kreuze „Mich dürstet“ verstand ich in dem Augenblick klarer als je zuvor. Des Heilands Herz dürstete nach Menschenseelen, nach all den Seelen, für die es sein kostbar Blut vergoß, und zu Tausenden gehen sie verloren hier in Afrika. Herr, sende Arbeiter in deinen Weinberg! Herr, gib uns Seelen! Während ich mich mit derlei Gedanken beschäftigte, kam ein altes Mütterchen zum Vorschein mit einem schweren Bündel Brennholz auf dem Kopfe. Als ich sie freundlich grüßte, warf sie ihren Holzbündel hin und setzte sich zu mir. Nun konnte ich noch einmal Katechese halten, jedoch mußte ich es kurz machen, denn es war Zeit zum Anspannen. Wir hatten noch etwa vier Stunden zu fahren und am Himmel zeigten sich in der Ferne Gewitterwolken. Bevor ich von dem alten Mütterchen Abschied nahm, klagte sie, daß sie so hungrig sei und noch nicht gegessen habe; sie bat mich, ich möchte ihr etwas von dem Maischrot geben, welches das Pferd übriggelassen habe, sie wolle es kochen. Pferdefutter mochte ich doch einer armen Frau nicht anbieten, denn ich hatte noch etwas Butterbrot; sie konnte kaum Worte genug finden, um ihre Freude und ihren Dank auszusprechen. Meine Freude war gewiß auch nicht geringer, denn geben ist seliger als nehmen. Mit dem üblichen Gruße: Hambani tahle, worauf wir antworteten: Hlala kale, verließen wir die Frau und unser Ruheplätzchen und wir kamen noch gerade vor Ausbruch des Gewitters in Einsiedeln an.

O, es ist doch schön, in der Mission am Heile der Seelen mitarbeiten zu dürfen. Hätte man doch über mehr Mittel zu verfügen, wie vieles könnte dann zustande kommen! Wie blutet einem das Herz, wenn man die vielen gutmütigen, einfachen Leuten sieht, die zu retten wären, wenn es mehr Missionspersonal gäbe und mehr Mittel, um Schulen und Kapellen zu bauen und um eingeborene Katecheten, Lehrer und Lehrerinnen zu bezahlen. (Schwester M. Hilaria.)

## Noch ein Glaubensheld.

Schwester M. Amabilis.

**I**n der vorigen Nummer unserer Caritasblüten erzählte ich von unseren glaubensstarken Katechumenen; heute möchte ich noch einen solchen den lieben Lesern vorführen: „Hamisi“ mit Namen, ein echt mohamedanischer Sprößling.

Als wir in seiner Heimat eine Schule eröffneten, und er, sehr wißbegierig, nun auch lesen und schreiben lernen wollte, wurde beim Katechismus-Unterricht bald von der Wahrheit unserer heiligen Religion überzeugt und gewann sie von Tag zu Tag lieber. Seine Islamslehre behagte ihm nun nicht mehr; denn er sah die Nichtigkeit derselben immer klarer ein. Das konnte seinen islamitischen Freunden auf die Dauer nicht verborgen bleiben, und sie fingen an, ihm bittere Vorwürfe zu machen. Doch er blieb standhaft und sagte ihnen: „Freunde! wir sind betrogen worden mit unserer Religion; wir haben nicht die wahre Lehre, folget meinem Beispiele und Ihr werdet Euch auch bald von der Wahrheit der Christen-Religion überzeugen.“ Doch seine Freunde widersezten sich dieser Einladung und wollten nicht zur Überzeugung kommen, ja sie sannten nur nach, wie sie sich an ihm rächen könnten.

Mit List baten sie ihn, er solle seine kleine Habe: ein Teller, eine Tasse und ein Kleid bei ihnen aufbewahren, was er auch tat, da er nichts Böses vermutete. Doch als er diese Habseligkeiten nach längerer Zeit zurückforderte, da lautete die Antwort: „Nein, das bekommst Du nicht, bis Du wieder unserer Religion treu werdest.“ Hamisi antwortet: „Glaubt Ihr wohl, daß ich jetzt wegen dem Teller und der Tasse und dem Kleid der wahren Religion untreu werde? Nein, nein, niemals werde ich das tun, behaltet nur meine Sachen, ich kann mir diese Kleinigkeiten wieder verdienen.“

Nun versuchten sie, ihn auf eine andere Art abwendig zu machen, und sagten ihm: „Schau, guter Freund, wie dumm bist Du doch! Wir Mohammedaner werden am Ende der Welt die Auserwählten sein, die mit beiden Händen in den Himmel aufgenommen werden. Wir werden die Welt richten und allen Christen den Kopf abhauen und sie dann so ohne Kopf in die Hölle werfen. Und zu diesen willst Du gehören? Sei doch vernünftig und bekenne wieder den Mohammed!“

Hamisi sah nun, daß er auf die Dauer diesen Verlockungen nicht gewachsen sei, weshalb er sich aufmachte und auf die vier Stunden weit entfernte Mission kam, wo er sich nun auch mit größtem Eifer auf die heilige Taufe vorbereitete. Ja er wurde zu einem kleinen Apostel; denn jedesmal wenn er nach Hause geht, bringt er andere Taufbewerber mit sich.

Sind das nicht Kinder, die es verdienen, daß man ihnen helfe, nach dem wahren Glauben leben zu lernen, daß man für sie Schulen eröffne und katholische Lehrer zu ihnen sende, die ihnen die wahre Religion verkünden können? Zu diesem Zwecke möchte ich unsere lieben Leser um ein kleines Almosen anflehen, und zwar für „den Wiederaufbau der im Krieg zerstörten Schulen“. In diesen Außenschulen, die wegen Geldmangel bis jezt noch nicht wieder hergestellt werden konnten, geschieht unendlich viel Gutes. Alle diese jungen Glaubenshelden kommen aus diesen Schulen; viele andere, die sich ebenfalls gemeldet haben, mußten wir wegen Mangel an Platz bis Ostern vertrösten. Eine einzige Seele ist ja mehr wert, als die ganze Welt, und wie viele Seelen könnten in solchen Schulen gerettet werden! Der liebe Gott wird das Scherflein tausendfach vergelten und die Kinder werden für unsere lieben Leser und Leserinnen beten und ihnen die ganze Ewigkeit dafür danken!



## Ein Traum.

(Von Schwester Engelberta.)

**E**s war in einer ganz verrufenen Gegend Südafrikas; viele wilde Stockheiden hatten sich extra hier angesiedelt, um das Geläute der Kirchenglocken der benachbarten Mission nicht mehr zu hören, und ungehindert ihrem Aberglauben und ihrer Zauberei sich hingeben zu können. Maria Einsiedeln, ein kleiner Missionsposten, der nur von vier bis fünf Schwestern besetzt war, lag noch in ziemlicher Entfernung von dieser Siedlung. Der Missionar war schon alt und gebrechlich und so glaubten diese Stockheiden, von ihm in Ruhe gelassen zu werden.

Zwei Stunden vom Kirchlein Maria Einsiedeln entfernt lebte eine uralte Großmutter, „Nomabuba“, d. h. die Boshafte, genannt, eine arglistige böse Hege, eine verstockte Heidin und ausgesprochene Feindin der Missionare. Diese Nomabuba wurde eines Tages sehr krank. All ihre eigenen erprobten Heilkräuter, samt dem dazu gehörigen Hokus-Pokus halfen ihr absolut nicht. Auch die Gebete, Beschwörungen, Opfer für die Geister hatten keinen Erfolg. Was war da zu tun? — Nomabuba sann hin und her. Sterben wollte sie noch nicht — ihre Zeit war unmöglich schon gekommen. Sie berief andere Hegen und ihr bekannte Wahrsagerinnen und befragte sie um ihr Urteil. Diese sprachen ebenfalls „asilafiki isikati sokufa kwalo!“ (Deine Zeit zum Sterben ist noch nicht gekommen.) Nomabuba beschenkte ihre Freundinnen reichlich, schenkte ihnen Ziegen und Hühner;

denn wahrlich, sie haben ihr eine schöne Wahrheit gesagt — ihre Zeit zum Sterben war noch nicht gekommen.

Des ungeachtet fühlte sie sich von Tag zu Tag immer schlechter. Sie betete, murmelte beständig zu ihren Geistern, aber sie schienen



Heilige Messe im Zelte auf der Steppenreise in Ost-Afrika.

sie nicht hören zu wollen. Namabuba sann und grübelte — was war das? Hatten die amadhlozi (Vorahren) keine Macht mehr? Gab es denn überhaupt Geister, die ihr, der kranken Namabuba, helfen konnten? Und was war das? — Ihre Tierchen, der



Imfene (Affe), die schwarzen Kröten und die grünschillernden Schlangen, mit denen sie als Hexe doch so viel zu tun gehabt, ließen sich nur selten mehr des Nachts sehen — und früher waren sie doch so oft bei ihr oder war es denn nicht so? — War sie am Ende damals, wo sie solches zu sehen meinte, in ihrer Hexenphantasie, — betrunken? Nun nüchtern war sie ja selten, wenn der Tag zur Neige ging.

Nomabuba sann und sann, ihr Geist war noch klar und frisch und sie erinnerte sich nun plötzlich, wie sie einst, wo sie noch jung und schön war und in der Nähe von Mariannahill wohnte, die Kirchenglocken läuten hörte, und wie dieser eherne Klang einen gar tiefen Eindruck auf ihr junges Herz gemacht hatte; wie sie oft versucht war, dem Rufe der Glocken zu folgen, und wie es lange noch in ihren Ohren tönte: „osa lapa, osa lapa“ (komm hierher, komm hierher). Dann aber war sie immer wie von einer unsichtbaren Macht davon getrieben worden. Jetzt aber in der Nacht, als sie vor Elend so schlaflos auf ihrer Matte einsam, nur mit ihrem Enkelkinde in der Hütte lag, war es ihr, als ob wieder so ein dunkler Schatten, eine hämisch lächelnde Bestie neben ihrem Schmerzenslager hockte, scheinbar ihres Todes wartete. Nomabuba ächzte und stöhnte und weckte die Enkelin auf, sie solle die Gestalt, die ihr Böses will, forttreiben. Das Mädchen aber sagte: „Makulu (Großmutter), ich sehe nichts“. Arme Nomabuba! — Konnte ihr denn niemand helfen? — Da besuchte sie eines Tages „Beschengu“, ein junger, zwar noch heidnischer 16 jähriger Bursche, der aber schon Katechumene war und auf der kleinen Missionsstation Maria Einsiedeln bei den Schwestern arbeitete. Beschengu war ihr Enkelsohn, und er erzählte ihr, wie es ihm so gut bei den Schwestern gehe, wie schön und traut es im Kirchlein sei und wie die freundlichen Schwestern auch gerne den Kranken helfen und Medizin geben.

Die kranke Großmutter hörte dem Bürschlein aufmerksam zu und dachte wohl dabei, wie kam es doch, daß ich die Amaroma's zeit Lebens so gehaßt habe? Haben sie mir denn je etwas zuleide getan? „Nein“, mußte sich die kluge Alte sagen — und dieser Bube da, wieviel Gutes weiß er doch von den Amaromas zu erzählen. „Ich werde immer nur bei Schwestern auf der Mission arbeiten, die sind nicht wie die anderen Weißen, die einen schlecht behandeln, den Lohn verweigern und kein freundliches Wort für uns übrig haben — ich will auch ein Christ werden, solch ein guter, fester, wie der große Paulus ist, der den Schwestern pflügt, sät, baut und für sie die Einkäufe, alles besorgt“, sagte der Bube und Nomabuba horchte noch immer schweigend zu.

Als er sich endlich von der kranken Großmutter verabschiedete, sagte er noch: „Makulu! ich weiß sicher, wenn Du nur wolltest,

die Amaromas kämen gewiß zu Dir und brächten Medizin für Leib und Seele.“

Da aber fuhr ihn die alte Hege Nomabuba hart an und schrie: „Bleibe mir weg mit den weißen Amaromas, — mit denen hab ich noch nie zu tun gehabt, — ich kenne sie nicht und will sie nicht!“ Da ging der Bursche fort, erzählte aber auf der Mission von seiner kranken Großmutter.

Wieder waren mehrere Tage verflossen. Nomabuba wand sich vor Schmerzen, stöhnte und jammerte laut; aber sie wollte nichts wissen von den Aromas in der Mission, obwohl Beschengu sie noch öfter daran erinnerte. Eines Nachts aber hatte die kranke, verstockte Hege einen wunderbaren Traum. Nur ein Traum war es, ein schönes, tröstliches Traumbild, und als der Morgen kam, war die alte, harte Heidin weich wie Wachs; dieser Traum wurde Ursache ihrer sofortigen Bekehrung.

Schon denselben Morgen in den frühesten Stunden kam ein heidnischer Bursche aus ihrem Kraal nach Maria Einsiedeln, um jemanden zu holen, der die Nomabuba taufen möge, sie wolle sofort getauft werden und glaube jetzt an den Gott der Amaroma, sie entsage dem Satan und all seinen Werken, sie wolle auch in den Himmel kommen; dies alles mußte der Bursche den Schwestern sagen. Leider war der Pater Missionar für mehrere Tage abwesend; deshalb sandte Schwester Ubalda, die Oberin von Einsiedeln, ihren verlässigsten Arbeiter Paul, der auch als Katechist gut verwendbar war, da er als fester Christ den Katechismus und die Glaubenslehre gut verstand, zu der kranken alten Frau. Paul bestieg eilends sein Pferd und ritt voll Aposteleifer zu der sich so plötzlich bekehrten Hege.

Beschengu hat ebenfalls die Großmutter besuchen zu dürfen und Zeuge bei ihrer Taufe zu sein. Überglücklich kamen die beiden Burschen wieder heim und berichteten, wie die Hege so klaren, frommen Geistes sei, wie sie hoch und teuer versprochen habe, an Gott zu glauben, auf ihn allein zu hoffen, und nur ihn allein zu lieben. Laut und kräftig habe sie dem Teufel widersagt, seine Werke verworfen, und als Paul, der Katechist, feierlich das Taufwasser über ihren Scheitel gegossen, habe sie hoch die Hände zum Gebete gefaltet und Tränen der Freude seien ihr über die Wangen gelaufen. Zuletzt habe sie dem Paul ihren Traum erzählt: „Es sei in der Nacht eine große, schlanke, schöne Frau zu ihr gekommen; sie war schwarz gekleidet, das Haupt und das Angesicht seien aber ganz weiß umhüllt gewesen. Diese Frau habe sie so voll Liebe angeschaut und gesagt: „Laß dich taufen und du wirst glücklich, überglücklich werden.“ Darauf habe sie plötzlich ein wunderschönes Kind im Strahlenglanz neben der weißen Frau gesehen, das habe sie so sehr gefreut und deshalb wolle sie der guten Frau sofort gehorchen und sich taufen lassen; denn sie glaube fest, daß sie das holdselige Kind-

lein auch einmal wirklich sehen werde.“ — Der gute Paul versprach ihr noch, daß Schwester Oberin auch bald kommen werde, um ihr Medizin für ihr Leiden zu bringen.

Schon in den folgenden Tagen machte sich Mutter Ubalda in Begleitung einer anderen Schwester auf den Weg zur Neugekauften, welche nach Empfang der heiligen Taufe wirklich seelisch und leiblich ganz ruhig und ergeben litt und sich sogar etwas besser fühlte. Welche Freude hatte die arme Alte, als die beiden Missionschwester in ihre arme runde Kraalshütte eintraten. Sprachlos schaute sie erst auf die große, schlanke Frauengestalt, dann rief sie aus: „Da ist sie ja! Diese weiße Frau im dunklen Kleide und weißer Kopfhülle war es, welche mir sagte: Laß dich taufen, du wirst glücklich werden.“ „Wo aber ist das schöne Kind?“ fragte sie traurig. „Wann werde ich dasselbe sehen?“ Da neigte sich die gute Schwester zu ihr nieder und sprach: „Im Himmel wirst du es sehen.“ Da ward die Alte wieder froh und sprach: „Siehe, ich glaube dir; denn es ist deine Stimme, die zu mir im Traume sprach, und ich fühle mich jetzt schon glücklich.“

Als ihr aber Mutter Ubalda das neue, aus starkem, graublauem Stoff genähte, lange Hemd anzog und ihr einige Orangen und Salz, sogar Schnupftabak gab, war ihre Freude überaus groß. Alle Zulufrauen lieben nämlich ungemein Salz und Tabak.

Jetzt begann Anastasia sogar aus ihrem Leben zu erzählen, als sie noch eine berühmte Hege war, wie sehr sie immer die Amaromas gehaßt habe, und zwar oft Missionare, aber noch niemals Schwestern sah. „Ich glaube,“ sagte sie, „wenn ich euch früher schon gesehen und gekannt hätte, wäre ich schon lange bekehrt und eine Christin.“

Anastasia, die frühere Hege, lebte nur noch kurze Zeit. Sie starb ruhig, friedlich, gott ergeben und hatte die dunkle Gestalt in der Nacht nach ihrer Taufe nie mehr gesehen. In der Weihnachtsoktav wurde ihre Leiche nach Einsiedeln auf den stillen Friedhof gebracht — sie hatte also das Christkindlein gesehen, und zwar im Himmel.



## Allelei aus der Mission.

**Rhodesia.** Ein verhängnisvoller Tag. Es war am 19. Juli; in Afrika ist es Winter. Eisig kalt braust der Wind über die Berge, und durch die Täler, zitternd vor Kälte, suchten sich die armen Eingeborenen in ihrer armseligen Kleidung ein geschütztes Plätzchen.

Doch nicht achtend auf Kälte und Sturm, hatte der Superior der Station seinen Gaul bestiegen, um einer sterbenden Frau,

ungefähr 20 Meilen entfernt, beizustehen. Auch der zweite Priester war im Begriffe, dem Rufe zu einem Kranken zu folgen. Keiner auf der Mission ahnte, daß der Todesengel gerade über dieselbe schwebe, um sich ein junges Leben zu holen.

Wegen der Kälte hatte Bruder Schaffner für den Tag das Ziegelmachen eingestellt. Die größeren Burschen waren hinausgeschickt, um Holz zu fällen, während die kleineren Lehm ausschachteten bei einem großen Ameisenhügel; sie gruben eine Höhlung, um vor dem kalten Wind geschützt zu sein.

Auf einmal, in voller Arbeit, sieht der Kleinste, wie ein großes Stück oben los wird. Er schrie, um die andern zu warnen, aber leider war es für einen zu spät. Er wurde verschüttet, und die harte Lehmschicht, die einem Steine nichts nachgibt, mußte ihn gerade an den Schläfen getroffen haben, denn er war sofort tot. In aller Eile wurde der Priester geholt, welcher ihm noch bedingungsweise die letzte Ölung spendete.

Silvester, so hieß der etwa zwölfjährige verunglückte Knabe, war erst kürzlich gekauft. Er war ein stiller und gehorsamer Schüler, und keiner seiner Mitschüler konnte sich erinnern, je aus seinem Munde das bei den hiesigen Leuten so beliebte „andidi ba“ — ich mag nicht — gehört zu haben. Wohl ein schönes Lob für ein Kind in seinem Alter. Ich erinnere mich, wie er lange Zeit beim Hüten war, wobei ich ganz vergessen hatte, daß er keine Milch trank und somit nichts zu seinem trockenen „sadzä“ hatte; aber er machte mich nicht einmal aufmerksam, sondern ging täglich in aller Frühe zu seiner Arbeit. Gewiß wird ihm der liebe Gott ein gnädiger Richter gewesen sein.

Silvester war Waise, welcher seine Mutter mit drei Jahren und seinen Vater ein Jahr später verloren hatte. Der Bruder seiner Mutter, ein braver Christ an einer Außenschule in Monte Casino, nahm sich seiner an und das war eine große Gnade für das arme Kind, welches sonst wohl kein Christ geworden wäre, da der andere Onkel, ein Heide, in einem anglikanischen Dorfe wohnt.

Natürlich wurde der Pflegevater sofort benachrichtigt, und wir erwarteten, daß die andern Verwandten nach kaffrischer Sitte heulen und lärmen würden, besonders weil das Kind so plötzlich gestorben. Doch zu ihrem Ruhm muß ich sagen, daß sie sich sehr gefaßt zeigten, sowohl beim ersten Anblick, wie auch nachher bei der Beerdigung. Der Pflegevater legte ihn selber ins Grab, und verschloß auch das kleinste Kistchen, damit gar keine Erde an die Leiche komme; denn einen Sarg kennt man hier nicht. Er ließ auch gleich mehrere hl. Messen lesen, und alle Schulkinder, Knaben und Mädchen, beteten einen Monat hindurch täglich den hl. Rosenkranz für seine Seelenruhe. Gewiß wird er im Himmel auch ihrer gedenken.

Der Unglücksfall machte einen großen Eindruck auf alle Kinder und führte ihnen die ernste Warnung wieder lebhaft zu Gemüte: „Wachet, denn ihr wisset weder den Tag noch die Stunde.“

## Reisebericht von Schwester M. Juditha.

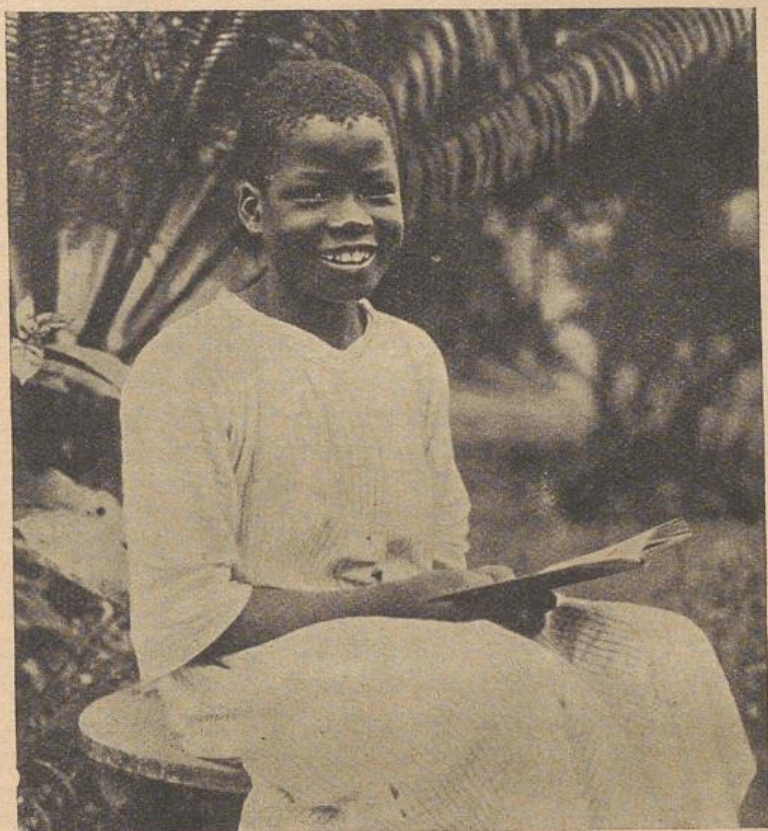
(Fortsetzung.)

**W**ir fahren an der Küste Spaniens und Frankreichs entlang. Hier sahen wir die ersten Haifische. Sie waren ungefähr eineinhalb Meter lang und von dunkler Farbe und schwammen langsam ziemlich an der Oberfläche. Sie gingen auf Raub aus und streckten ihre Köpfe manchmal gierig etwas aus dem Wasser. Unser Offizier erzählte uns, daß die Haifische sehr schlecht sehen könnten und immer einen andern Fisch als Cotsen hätten. Dieser zeigt ihnen den Weg. Ist der Haifisch sehr hungrig, so frißt er seinen eigenen Cotsen auf. Sonst liebt er es, auf Menschenjagd auszugehen, und wehe einem armen Matrosen, der am Schiff etwas zu reparieren hat und seine Füße unvorsichtigerweise ins Wasser hängen läßt. Die Haifische würden dem Menschen ein Glied nach dem andern abdrehen. Auch die sogenannten fliegenden Fische wurden sichtbar, welche ungefähr ein halbes Meter über Wasser flogen und im Bogen schnell in ihr nasses Element zurückkehren.

Am 15. kamen Nizza, Monte Carlo und Remo in Sicht; mittags 11 Uhr Genua, wo wir landeten. Nun wären wir glücklich im sonnigen Italien. Ein dichter Nebel mit darauffolgendem Regen verhüllten die Schönheit der Sonne und unter dem Zeichen „Sturm“ fuhren wir am 16. abends wieder von Genua ab.

Am 18. nachts 1 Uhr kamen wir am feuerspeienden Berg Stromboli vorbei. Es war uns erlaubt worden, auf die Kommandobrücke zu steigen, um das gewaltige Schauspiel besser sehen zu können. Feuersäulen stiegen fast andauernd aus den beiden obersten Kratern empor und sanken dann unter einem förmlichen Feuerfunkenregen in sich zusammen. Etwas tiefer als die beiden feuerspeienden Krater liegt ein dritter, aus welchem die Lava floß. Wie ein mächtiger, feuerflüssiger Strom bewegte sie sich langsam den Bergabhang entlang in die See. Man konnte sehr gut sehen, wie die zähe Masse sich selbst fortschob und wie funkelnde Sternlein glitten die Riesentropfen ins Meer, wo sie bald erstarben. Zwischen den Kratern war im Felsen ein breiter, glühender Riß zu sehen, andeutend, welche gewaltigen Feuermassen da drinnen ruhen oder vielmehr toben mußten. Nicht ohne ein gewisses Grauen konnte man das romantische Schauspiel betrachten. Kein Wunder, wenn Dante, der italienische Dichter, in seiner „göttlichen Komödie“ die Hölle irgendwo in der Erde Schacht sich denkt, da ja seine Heimat so reich an Vulkanen ist. Bewundernswert oder tollkühn möchte man es nennen, daß am Fuße dieses Berges, der dauernd in Tätigkeit ist, etwa 800 Personen in einem Dorfe wohnen. Wohl ist diese Ansiedlung an der gegenüberliegenden Seite des Lavaflusses. Jeder Mensch liebt eben seine Heimat, wo sie auch sein mag.

Gegen 6 Uhr morgens passierten wir die Straße von Messina. Wenn das nächtliche Schauspiel mit seiner Romantik zu tiefem Ernste führte, so das Frühmorgenspiel mit seiner Lieblichkeit zu frohem Vertrauen. Wie Weihnachtsbäume im brennenden Lichterschmuck lagen die Bergstädtchen Reggio, Melito einerseits, und Messina, San-Agata anderseits am Fuße der Berge. Wie die tausend Lichtlein schimmerten und flackerten. Auch der Ätna grüßte von ferne mit seinem schneebedeckten Gipfel und bald liegt wie ein Heimatbild die Insel Kreta vor unsern Augen.



Ein Schelm.

Berg reiht sich an Berg und dazwischen liegen liebliche Täler. Und über den Bergen hängen schwere Wolken und der Himmel weint. Wir sagen im Scherz zueinander: Europa hängt die Trauerflagge aus und weint, weil wir nun ausziehen. Nun ade, du mein liebes Europa, ade, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen.

Im Hafen von Port Said. Noch ehe der Morgen graute, ruhte unsere Tanganijka im kunterbunten Hafen von Port Said. Das interessanteste Hafenbild, das wir bis jetzt gesehen haben, bietet sich uns hier. Rund um das Schiff liegen Kahn an Kahn. Braune Araber schreien sich halb tot. Im Nu ist unser Schiffsdeck in einen orientalischen Kaufladen verwandelt. Unsere Liege-

stühle dienen als Verkaufsbuden. Und da stehen die braunen Männer, gekleidet in bunte Röcke und auf dem Haupt den Turban oder das rote Fes mit einer schwarzen Seidenquaste. In geläufigem Englisch preisen sie feine persische Teppiche, bunte seidene Schals mit wenigstens 60 bis 70 Zentimeter langen Fransen an, Messingvasen und -töpfe, seidene Schuhe und Tropenhüte, Rosen und südländische Blumen, Postkarten und Marken usw. Auch ein Wahrsager macht die Runde. Gerade neben mir sitzt er bei einer Lady und prophezeit. Da er englisch spricht, kann ich ihn gut verstehen. Vor mir sitzen drei solcher Araber am Boden und plaudern in ihrer südländischen Lebhaftigkeit. Und etwas seitwärts vollbringt ein Zauberer seine Künste. Er hat da einige Würfel und setzt je einen unter einen Topf, hebt er die Töpfe, so ist unter jedem ein Ei. Solch ein Ei steckt er einem der Zuschauer in die Westentasche und befiehlt ihm, dasselbe herauszunehmen. Dieser aber findet statt des Eies ein Küchlein drin sitzen usw. Auf sehr schlaue Art weiß er den Leuten das Geld abzunehmen. Zum Zuschauer sagt er einfach: „Nehmen Sie zwei Schillinge in die Hand und drücken Sie die Hand fest zu. Öffnen Sie die Hand!“ Da aber ist nichts mehr zu sehen. Der Zauberkünstler hat das Geld unvermerkt in seine Mütze bekommen und sehr höflich empfiehlt er sich mit den Worten: „I thank you very much. I am much obliged to you“ (Ich danke Ihnen sehr, ich bin Ihnen sehr verbunden), um dann andere anzuschwindeln. (Schluß folgt.)



## Die Feinde der afrikan. Hühnerwelt.

**D**iese gefiederten Hausgenossen unterscheiden sich in ihrer Lebensweise und in ihrem Äußern keineswegs in besonderer Weise von den europäischen Hühnern. Nur haben sie viel mehr gefährlichere Feinde als jene. Als wir hier unsere Missionstätigkeit eröffneten, fanden wir zu unserer großen Freude eine kleine Schar europäischer Hühner, und der Gedanke, eine Vermehrung dieser so nützlichen Haustierchen zu erstreben, lag ganz nahe. Aber die Sache war nicht so einfach, wie wir sie uns vorgestellt hatten. Ein uns unbekannter Dieb holte uns Tag für Tag alle Eier weg, und zwar stets bei verschlossener Türe. Sollte es eine Schlange sein, die sich hereinschleicht? Wir vergifteten einige Eier und legten diese hin. Sie verschwanden, aber mit ihnen auch die unvergifteten. Dem Eierdieb schien dieses unfehlbar tödende Gift in keiner Weise zu schaden. Endlich ertappten wir ihn. Eine große Rieseneidechse, eine wunderschönes Tier, mehr als 1 Meter lang, hatte eben ein ver-

giftetes Ei gestohlen und war gerade daran, es wieder auszuspeien. Die Diebin erhielt ihren Lohn; denn unsere Knaben schlugen sie tot.

Nun gab es wieder Eier und schon glaubten wir, bald kleine Hühnchen zu bekommen; aber diese Freude war von kurzer Dauer. Nachts kamen Schlangen und machten einige Hühner tot. Nun brachten wir die noch übrig gebliebenen in einen sogenannten schlangenfesten Stall. Bald gab es kleine Küken, mit ihnen aber auch neue Feinde. Kaum hatten die Geier und anderes gefiedertes Raubgesindel in der Luft unsere kleine Schar gewittert, da zogen sie auch schon zum Festschmaus heran. Ja, sie waren so frech, dieselben in unserer Gegenwart aufzuschnabeln. Die alten Hühner stürzten sich wie rasend auf die Geier. Bald darauf biß eine Schlange einige Gluckhennen tot.

Nun gab es Nacht für Nacht einen Kampf mit den Schlangen, welche wohlweislich morgens verschwunden waren; nur eine hatte sich einmal verspätet und ich fand sie noch bei den Hühnern liegend. Es war eine große schwarze Giftschlange mit häßlich blinzelnden Augen. Ich hatte ihr den Tod geschworen und schlich deshalb leise weg, um Hilfe zu suchen; doch sie war noch flinker als ich. Kaum witterte sie die Gefahr, als sie auch verschwunden war. Eines Tages nun kamen die Kinder laut schreiend: „Mama, Mama, komm schnell, die Schlange ist da!“ Ich lief hinaus, sie lag hinter der Tür, den Kopf zum Angriff bereit. Die Eingeborenen fürchten die Schlangen sehr, haben aber ein besonderes Geschick, dieselben zu töten. Sie versehen ihr einen gehörigen Schlag mit einem Stock, springen dann seitwärts, um zu sehen, wohin sie flieht, und verfolgen sie dann. So machten es auch unsere Knaben. Doch plötzlich erscholl ein Angstschrei aus allen Kehlen. Ich selbst war noch immer stehen geblieben, damit das Ungeheuer uns nicht entwische. Ich kannte die Gefahr nicht, in der ich schwebte. Ein wütender Zischlaut, und die Schlange war blitzschnell hinter der Tür hervorgeschneilt und stand hoch aufgerichtet vor mir. Noch ein Moment und sie hätte mir ihr Gift ins Gesicht gespußt; doch der liebe Gott, der uns hier aus so vielen Gefahren errettet, half auch dieses Mal. Unser alter zottiger Schäferhund, der uns überall in Steppe und Urwald begleitet, war auf das Lärmen der Kinder herangeschlichen. Sobald er mich in Gefahr sah, sprang er mit einem Satz auf die Schlange, faßte sie in der Mitte, riß sie vor meinen Augen fort und schüttelte sie so heftig, daß das Untier keine Zeit hatte, ihn zu beißen. Der Hund war wütend, aber die Schlange noch wütender. Beide rangen um Leben und Tod. Nun fanden unsere Jungens Mut, schlugen mit Stöcken dazwischen und errangen den Sieg. Ihre Freude war aber auch groß und sie waren nun in ihrer Meinung noch mehr bestärkt, daß sich



die Schlangen vor den Missionaren und den Schwestern fürchteten.

Nun begann mit dem noch übrig gebliebenen Gefieder die Hühnerzucht aufs neue. Ein kleiner Junge bewachte sie des Tags und vertrieb die Raubvögel. Bevor wir sie eines Abends in ihre Behausung brachten, entdeckte eines unserer Kinder wieder eine große Schlange hinter der Hühnerkiste. Sie hatte nichts anderes vor, als nachts da ihr Unwesen zu treiben; aber ein Neger schlug sie sofort tot. Nun hatten wir lange Zeit Ruhe.

Da tauchte ein neuer Feind für unsere Hühnchen auf. Es waren die Wanderameisen, „Siafu“ genannt. Eines Morgens rief mir Schwester Agnes zu: „Kommen Sie schnell, wir haben Millionenbesuch.“ Ich verstand „hohen“ Besuch und dachte bei mir, wer wird wohl über Nacht den Weg zu uns durch die Steppe finden? — Am Fuße der Treppe begrüßte mich der Besuch schon. Tausende und Millionen von Ameisen zogen in wunderschön geordnetem Zuge die freie Steintreppe zu unserm Häuschen herauf, gingen ohne anzuklopfen durch die Türspalten geradeswegs in unser Refektorium hinein. Unser Eßschrank saß voll Ameisen; sie hielten ihr Frühstück. Diejenigen, welche gesättigt waren, zogen ab und machten andern Platz. Zum Glück war in dem Schrank nicht viel Vorrat. Wir zogen es vor, nicht ins Haus zu gehen; denn kommt man den Ameisen zu nahe, oder stört man ihren Zug, dann o wehe! sieht man bald voll von diesem Ungeziefer von oben bis unten. Nun dachte ich an unsere Hühnchen, die jungen Gänse und Enten. Mit welcher Mühe hatten wir sie vor den Vögeln und Schlangen zu bewahren gesucht und nun kamen diese Gäste, die sich durch die kleinsten Fugen in der Türe hineinzwängten. Als ich diese öffnete, sah ich nur noch die Henne am Leben. Der Boden saß schwarz voll Ameisen; in dicken Klumpen hingen sie zusammen und unter ihnen lag das junge Gefieder, das uns die Geier und Raben noch übrig gelassen hatten, mit durchstochenen Hälsen.

Endlich zogen sie durch die Hintertür zum Garten hinaus. Wir waren herzlich froh, die unheimlichen Gäste los zu sein; aber sie hatten nur einen Spaziergang gemacht. Abends kamen sie zurück, wahrscheinlich mit hungrigem Magen; denn sie gingen geradeswegs zur Küche. Nun streuten wir glühende Asche. Das half, und bald war die Küche von den Ameisen frei. Dafür aber zogen sie wieder ins Refektorium, wo das Essen bereits auf dem Tische stand; denn die glühende Asche hatte nicht alle erreicht, und wir selbst hatten unsere Bescherung in den Kleidern.

Nun sind wir die ungebetenen Gäste los, und unsere Hühnerzucht beginnt wieder aufs neue.

